Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 8

Artikel: Das Märchen vom König, der das Leid nicht kannte
Autor: Vallentin-Hoffmeister, Margarete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662619

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Märchen vom König, der das Leid nicht kannte.

Von Margarete Vallentin-Hoffmeister, Zürich.

Es war einmal ein König, der hatte nur Glück in der Welt, und das Leid war ihm fremd. Sein Land war groß und gesegnet, sein Volk liebte ihn über alles, seine Gemahlin war die lieblichste Königin auf Erden und sein kleiner Sohn ein sehr schönes, gehorsames Kind.

Da sprach er eines Tages: „Es ist langweilig im Glück zu leben: ich wünsche mir das Leid; ich habe davon gehört, daß die Menschen aus ihm schöpfen wie aus einem tiefen, unversiegbaren Bronnen. Ich will Leid erfahren".

Er nahm Abschied von den Seinen, übertrug seinem Kanzler die Regierung und zog mit einigen getreuen Begleitern in die Welt hinaus. Aber dort war das Leid nicht zu finden. — Wohl gab es Kämpfe gegen Riesen und Ungeheuer, wohl trug der König manche schwere Wunde davon; das wirkliche Leid aber wollte nicht kommen. — Enttäuscht zog er endlich heim. Mit seinen Mannen sprengte er durch den großen schattigen Park, der sein stolzes Schloß umgab, das auf hohem, schroffem Felsen am Meere lag. — —

Der Türmer hatte das Nahen des Königs schon gemeldet, so stand vieles Volk vor dem Schlosse und jubelte ihm zu. Die Königin aber kam mit dem Kinde an der Hand die große Marmortreppe herunter und begrüßte ihn voller Freude, und alles Glück umgab ihn, wie er es gewohnt war, und das Leben ging seinen alten Gang. — —

Nach Jahresfrist zog der König abermals aus. Aber er hatte sich bedacht und ritt diesmal ohne Begleitung. Er nahm Abschied von den Seinen und verabredete den Tag seiner Heimkunft. — Wohl verriet der Adel seiner Gestalt und die edle Art seiner Bewegungen die hohe Herkunft. Kein Zeichen an ihm aber tat kund, daß er ein König war. Er trug eine schlichte Ritterrüstung, und auch das Zeug des Pferdes zeigte keinen Prunk. Vielleicht würde das Leid sich ihm nun zeigen. — — — Und wiederum zog er von Land zu Land, bestand schwierige Kämpfe und Gefahren — denn er war stark — und wiederum zog er nach verstrichener Frist traurig heim. — Leid, Leid, wo bist du zu finden?

Als er — seinem Königreich nicht mehr fern — durch einen düsteren Wald ritt, da sah er plötzlich, wo der Wald sich ein wenig lichtete, starr und steif einen schwarzen Ritter stehen. Der hatte das Visier geschlossen und stand auf sein gezücktes Schwert gestützt.

Der König ruft den Ritter an. Aber der Ritter bleibt stumm und verharrt in seiner Stellung. Der König reitet hinzu und steigt vom Roß.

Da klingt es dumpf an sein Ohr: „Fordere mich nicht, ich bin dein Freund". — „Wer bist du?" fragte der König. — „Würdest du mich kennen, so suchtest du mich nicht", antwortete der Schwarze. — „Du bist mir Freund und doch fremd, das verstehe ich nicht", sagt verwundert der König. — „Du

hast wieder und wieder nach mir gerufen, aber weil ich dein Freund bin, darum habe ich mich dir nie gezeigt bisher." — Da jauchzt es im Könige und seine Augen glänzen. „Du bist das Leid", ruft er, „du bist das Leid! Wie habe ich dich gesucht — nun habe ich dich endlich gefunden!" — — Aber da war der Ritter plötzlich verschwunden, und der König starrte enttäuscht auf den leeren Platz. Er hatte das Ersehnte so nahe geglaubt, nun sah er, daß ihn ein Spuk geäfft hatte. — Mißmutig legte er sich unter einen Baum und schlief endlich ein.

Bei hellem Sonnenschein erwachte er aus tiefem Schlaf. Er rief sein Roß; aber kein freudiges Wiehern erfolgte zur Antwort. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen — der Wald war verschwunden über Nacht — kein Roß war zu sehen. — — Er fuhr sich über die Stirn. Träumte er noch! Die Gegend rings kam ihm bekannt vor. — Wie mochte das nur zugehen! — Da kam ihm die Erinnerung. „Leid, Leid", rief er voller Sehnsucht, „so läßt du mich suchen nach dir, so läßt du mich schmachten! — Das ist mein Leid, ich kenne es wohl — ich bin zum Bettler geworden durch dich — zum Bettler vor dem Leide". Er blickte erstaunt an sich herab. Jetzt sah er, daß er wirklich zum Bettler geworden war und in zerfetztem Kleide auf den Stufen seines Schlosses lag.

Aber es war nicht seine Art, lange über Geschehenes zu sinnen. Er sprang auf und wollte in das Schloß gehen. Aber die Wächter am großen Tor verwehrten ihm den Eintritt.

Die Königin, die gerade mit dem Königskinde einen Erholungsgang durch den Schloßpark machen wollte, trat herzu und sagte mit holder Stimme: „Laßt den armen Mann herein und gebt ihm Speise. Er sieht so elend aus. Ihn hungert". — „Du meine liebe Gemahlin", sagte der König und wollte sich ihr zu erkennen geben. Aber sie wich zurück und fürchtete sich. Die Diener nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn hinaus. Vergeblich suchte er seine alte Kraft, er konnte die Arme nicht heben, seine Glieder waren gelähmt.

Da erkannte er das Leid, das ihn geschlagen hatte. Ein tiefes Weh beschlich ihn. Gebrochen war sein stolzer Mut, gebrochen seine Lebensfreude. Das Leid hatte ihm das Bettlerkleid gegeben, hatte ihm die Kraft seines Körpers genommen. Und Weib und Kind und Diener und Volk waren ihm fremd geworden durch das Leid. — Ein Krüppel, ein elender Krüppel, so kauerte er auf den Stufen seines Schloßes, und die Sehnsucht nach den Seinen verzehrte ihn.

Im Schloß wurde alles zur Heimkehr des Königs gerüstet. Er sah es und er kannte den Tag, an dem man ihn erwarten würde. Die Zeit verging und der Tag ging vorüber. Der König kam nicht und die Königin wurde bleicher und bleicher in herbem Gram. — Da trat einmal der Königssohn zu dem armen Könige, der als Krüppel auf den Stufen seines Schlosses lag und fragte: „Weißt du kein hübsches Märchen, Mann?" — Der König mußte an sich halten, er hätte sonst sein Kind an's Herz gerissen. Behutsam zog er den Kleinen auf sein Knie, und während er liebkosend über die blonden Locken strich, erzählte er ihm die eigene traurige Geschichte.

„Ach, das ist kein schönes Märchen", seufzte das Königskind, als der Vater geendet hatte, und sprang davon. Es lief zur Königin und erzählte ihr von dem armen Krüppel und der traurigen Geschichte, die er von ihm gehört hatte. Die Königin aber fühlte sich seltsam ergriffen, eine leise bange Ahnung stieg in ihr auf. Sie eilte in den Garten, sie suchte den armen Mann, der auf den Stufen des Schloßes gelegen hatte, — sie suchte ihn, — sie sah ihm in die Augen, sie sank an seine Brust und weinte..

Da fühlte der König, wie das Leid von ihm wich. — In demselben Augenblick aber nahm er seine frühere Gestalt an. — Als Rittersmann, wie er auszog, so kehrte er in sein Schloß zurück, und alles war wie einstmals.

Das Leid aber hat der König nimmer wieder herbeigesehnt und ist seines Glückes von nun an froh gewesen bis an sein spätes, seliges Ende.

Das Wesen der Homöopathie. Auf den Artikel in Heft 7, Seite 223, sendet uns ein Arzt folgende Entgegnung, die wir um ihrer Sachlichkeit willen gerne abdrucken.

Bei der Serumtherapie werden doch der Hauptsache nach die natürlichen Gegengifte benutzt, welche der tierische Körper in seinem Blute gegen die eingedrungenen Mikroorganismen und ihre Stoffwechselprodukte bildet, und zwar in durchaus allopathischen Dosen. Die Aehnlichkeit dieses Prinzipes mit dem Grundsatze „Similia similibus" ist eine durchaus gesuchte. Zudem handelt es sich um einen biologischen Prozeß, der mit einer Arzneiwirkung nicht verglichen werden kann. Um nur eins zu erwähnen: Mikroorganismen können sich vermehren, Arzneikörper nicht. Auf die Jonentheorie, die Aeußerungen Behrings will ich weiter gar nicht eintreten. Auch hier besteht nur eine oberflächliche, scheinbare, mißverstandene Aehnlichkeit. Schließlich stelle ich noch die gewiß berechtigte Frage auf: Woher denn der Widerstand, dem die Serumtherapie gerade in homöopathischen Kreisen begegnet?

Was die Erfolge der Homöopathen anbetrifft, so beruhen dieselben eben auf der Heilkraft der Natur, wie diejenigen der Allopathen zu einem großen Teil auch. Ein großer Unterschied zwischen beiden liegt aber darin, daß letztere auch da, wo die Natur versagt oder wo man ihr zu Hülfe kommen muß, durch aktives Vorgehen noch viel leisten, während uns erstere im Stiche lassen.

Die Homöopathie wird erst dann eine Wahrheit sein, wenn es auf's gleiche herauskommen wird, ob wir ein Gramm oder ein Kilogramm Brot essen. Sie wird auch für die Zukunft bleiben, sagen wir es heraus, was sie in der Gegenwart ist, die Heilmethode der Nervösen, Aengstlichen.

Bücherschau.

Drei Blumenlesen. Aus dem durch seine billigen und sorgfältig bearbeiteten Klassikerausgaben bekannt gewordenen Verlage von Max Hesse in Leipzig gehen uns drei Anthologien zu gleicher Zeit zu, die allgemeinste Beachtung verdienen:

Hans Bethge, Deutsche Lyrik seit Liliencron. Mit acht Bildnissen. (Mk. 1.80.) Eine köstlich erfrischende Auslese aus der deutschen Lyrik, wie sie sich seit etwa 1880 entwickelt hat. Es sind viel neue Klänge darin, das Alltägliche ist ausgeschieden und das Perverse, das in den neuesten Gedichtbüchern da und dort eine hervorragende Rolle spielt, ist im ganzen glücklich vermieden. Gelegentlich kommen Gedichte vor, die mehr sein wollen als sie sind; diese sind in der Regel charakteristisch für das Suchen und Tasten unserer Zeit, wie denn die Sammlung nicht einseitig dem Geschmack des Herausgebers entsprechen, sondern ein Bild von den verschiedenartigen Richtungen ver-